Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 177. Bromberg, den 17. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(5. Fortsetzung.) ——

Als Dorival auf die Straße trat, tauchte vor ihm ein herrschaftlicher Diener in langem, betreßtem Mantel auf, der einen aufgespannten Regenschirm trug. Dieser Mann führte ihn, als wäre das ganz selbstverständlich, unter dem Schutze seines Schirmes zu einem bereitstehenden, sehr eleganten Automobil, öffnete vor ihm die Tür des Wagens — und — Dorival stieg ein.

Der Diener schloß die Türe hinter ihm, schwang sich neben den Fahrer auf den Bock, und sofort setzte sich das Automobil in Bewegung.

Das alles war so schnell gegangen, so ganz ohne sein Zutun, daß Dorival die Sache kaum selbst begriff. Aber es war ihm schon recht, auf diese schnelle Art dem Schauplatz seiner Missetat entfliehen zu können. Soviel war ihm sofort klar geworden: der Diener hatte den Pelzmantel seines Herrn erkannt und natürlich angenommen, daß in dem Mantel auch sein Herr steckte. Im übrigen hatte die zunehmende Dunkelheit des Spätnachmittags die Verwechslung begünstigt.

„Papa, ich habe ein furchtbar interessantes Abenteuer erlebt“, hörte Dorival da dicht neben sich ein helles, klangreines Stimmchen sagen und er fühlte, wie sich ein Arm zutraulich in den seinen schob.

Jetzt erst bemerkte Dorival, daß er nicht allein in dem dunklen Auto saß. Neben ihm saß ein junges Mädchen. Und dies Mädchen war, das erkannte er sofort an der Stimme, Ruth Rosenberg.

Armer Dorival!

Seine Geistesgegenwart, die er bisher zu seinem eignen Erstaunen so vortrefflich gewahrt hatte, drohte ihn zu verlassen. Er hatte sich also den Pelzmantel und den Seidenhut des Konsuls Rosenberg angeeignet! Er saß in dessen Automobil! Neben Ruth, die sich an ihn schmiegte und nach seiner Hand tastete!

Er war zunächst keiner Antwort fähig. Das war zu viel. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Das kleinste Wort konnte, mußte ihn verraten.

„Du bist wieder ganz in Gedanken, Papa“, fuhr Ruth im Tone sanften Vorwurfs fort. „Hat dir der elende, gemeine Mensch wieder mit dem unglückseligen Brief gedroht? So laß doch jetzt einmal deine Sorgen beiseite und höre, was ich dir zu erzählen habe. Denk' dir, ich habe den interessanten Spitzbuben wieder gesehen, der neulich in der Loge im Opernhaus saß und dort verhaftet wurde. Der Mensch muß furchtbar gerissen sein. Er ist damals der Polizei schnell wieder durchgewischt, denn ich sah ihn schon ein paar Tage später ganz gemütlich im Tiergarten spazieren gehen. Da hat mich der Frechling gegrüßt. Du weißt doch, ich habe es dir doch erzählt. Er stellte sich mitten in den Weg. Nachher traf ich den Polizeileutnant Schwarz. Einen Augenblick kam mir der Gedanke, den Spitzbuben zu verraten, aber dann sagte ich mir: Laß doch die Polizei allein ihre Spitzbuben fangen. Nicht wahr? Hab' ich nicht recht? Und heute saß er im Kaiserhof dicht neben uns. Erinnerst du dich des Herrn, der allein an einem Tisch saß? Der Oberkellner wollte uns an seinem Tisch unterbringen. Aber dagegen protestierte ich. Denke dir, der Herr war der Spitzbube. Er sah ganz gut aus, nicht wahr, Vater? Eigentlich schade um den Menschen. Gleich, nachdem du fortgegangen warst, kam in den Fünfuhrtee ein Kriminalbeamter. Der hatte ihn sicher in das Hotel gehen sehen. Gerade, wie der Spitzbube bezahlen und weggehen wollte, wollte ihn der Kriminalbeamte verhaften. Aber weißt du, was er getan hat? Der hat dem Beamten eins mit der Faust ins Gesicht gegeben. Das war furchtbar grob, aber was sollte er tun? Verhaften wollte er sich doch nicht lassen. Und dann gab es eine große Aufregung und die hat er benutzt und sich gedrückt. Aber fein, sage ich dir. Mit der größten Ruhe. Ich weiß, wohin er gegangen ist. Aber ich hab's nicht gesagt. Ein Schutzmann kam und wollte mich verhören. Da wurde mir die Sache zu dumm, und ich habe mich in unser Auto gesetzt und hier auf dich gewartet. Weißt du, was ich möchte? Ich möchte, er wischte der Polizei wieder durch!“

Dorival war sprachlos.

Er spürte eine eigentümliche Leere im Schädel. Es war ihm zumute wie damals, als er in seiner Kadettenzeit in der Reitbahn mit dem Gaul gestürzt war und bei dieser passenden Gelegenheit mit ziemlichem Erfolg versucht hatte, mit seinem Kopf ein Loch in die Holzverschalung der Reitbahnwand zu stoßen. Es war ihm alles furchtbar gleichgültig. Er fühlte sich nur wohlig dumm. Auch war alles andere dumm, Menschen und Dinge, und im Besonderen besonders dumm erschien ihm ein gewisses Fräulein Ruth Rosenberg . . .

Die erkannte Geheimpolizisten auf den ersten Blick!

Die hielt ihn für Emil Schnepfe!

Und diesen Emil Schnepfe bemitleidete sie!

Dja — wie blödsinnig das alles war — und wie wunderschön — und wie lustig . . .

Als sie zu erzählen begonnen hatte, war das wie ein Hammerschlag gewesen, der ihn in den Zustand eines Blödsinnigen versetzte. Dann hörte er gedankenlos zu und beobachtete, wie das Auto über den Leipziger Platz, die Potsdamerstraße hinaufeilte, und in den Weg einbog, der am Lützower Ufer entlang führt. Außerdem fand er es fabelhaft schön, neben Ruth zu sitzen —

„Und was sagst du zu der Geschichte, Väterchen?“ fragte sie.

Da packte ihn der Galgenhumor.

„Na — ich persönlich wünsche auch, daß der Spitzbube glatt durchkommt!“ sagte er.

Ruth rückte blitzschnell von ihm ab und griff nach dem elektrischen Einschalter. Die elektrische Glühbirne an der Decke des Wagens leuchtete auf.

„Erschrecken Sie nicht, gnädiges Fräulein!“ sagte Dorival ernsthaft. „Ich tue Ihnen wirklich nichts zuleide.“

Ruth sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an.

„Sie?“

„Ja, ich!“

Das junge Mädchen faßte sich schnell. Bewunderungswürdig schnell.

„Sie haben den Mantel meines Vaters angezogen. Sie stehlen also auch Mäntel?“ fragte sie streng.

„Nur ausnahmsweise!“ versicherte Dorival. „Darf ich Ihnen meinen Namen nennen, gnädiges Fräulein? Darf ich diese blödsinnige Geschichte erklären?“

„Das ist nicht nötig", wehrte Ruth ab. „Ich kenne Sie! Als Sie im Opernhaus verhaftet wurden, saßen Sie neben meiner Schwester und meinem Schwager. Denen hat später der Logenschließer erzählt, wer Sie sind. Sie werden jetzt sofort aussteigen!"

Sie drückte auf den kleinen Gummiball der Pfeife, die dem Fahrer das Signal zum Halten gab. Der Wagen war bis an die Korneliusbrücke gelangt und hielt dicht am Randstein des Bürgersteigs.

Dorival hatte Humor.

„Der Seidenhut wird wahrscheinlich auch Ihrem Vater gehören," sagte er. „Darf ich ihn mit dem Mantel in Ihre Wohnung schicken? Oder bestehen Sie darauf, daß ich mich gleich hier der Sachen entledige?"

Ruth zögerte.

„Sie würden mich zu Dank verpflichten", fuhr Dorival fort, „wenn Sie mir Mantel und Hut noch ein halbes Stündchen leihen wollten. Ich bitte darum!"

„Aber der Mantel hat zweitausend Mark gekostet. Sie werden ihn gewiß nicht zurückgeben?"

„Auf Ehrenwort!"

Ruth lächelte.

„Das scheint mir ein schlechtes Unterpfand zu sein", meinte sie listig. „Aber ich will Ihnen keine Verlegenheiten bereiten. Steigen Sie hier an der anderen Seite aus. Der Diener braucht Sie nicht zu sehen. Doch da fällt mir ein, Sie wissen ja meine Adresse gar nicht —"

Sie kramte in ihrem Täschchen, suchte ein Besuchskärtchen hervor und überlegte es sich dann anders:

„Schreiben Sie sich meine Adresse auf!"

„Genügt es, wenn ich Hut und Mantel an Herrn Kommerzienrat Rosenberg, Konsul der Republik Costalinda, wohnhaft im Grunewald, Königsallee 211 sende?"

„Sie kennen unsere Adresse?" staunte Ruth. „Wie merkwürdig! Aber nun gehen Sie."

„Ich gehorche!"

Dorival ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Sie ließ es geschehen.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Unterstützung bei meiner Flucht!" sagte er.

„Wenn Sie 'mal jemand gebrauchen, der für Sie einen Totschlag begehen soll, so verfügen Sie, bitte, über mich."

Ruth zitterte.

„Sie sind doch hoffentlich nicht ein Mörder?" stotterte sie.

„Bis jetzt nicht. Aber wenn Sie befehlen — für Sie kommt es mir auf ein paar Morde nicht an."

„Gehen Sie!" drängte Ruth.

„Aber — Noch einen Augenblick. . . . Können Sie auch einbrechen?"

Dorival erstarrte wiederum.

„Ich bin blödsinnig — sie ist blödsinnig — die ganze Welt ist blödsinnig . . ." konjugierte er.

Und antwortete ohne Besinnen:

„Selbstverständlich! Das ist doch mein Handwerk!"

Ruth schauderte.

„Gehen Sie nun!"

„Auf Wiedersehen!" sagte Dorival vergnügt.

Er öffnete die Wagentüre und trat auf den Bürgersteig hinaus. Als er die Tür hinter sich schließen wollte, sah er, daß Ruth das Licht im Innern des Wagens ausschaltete und sich zu ihm vorbeugte.

„In den nächsten Tagen werde ich mich vielleicht an Sie wenden!" flüsterte sie ihm zu.

„Fabelhaft!" murmelte Dorival.

„Und nun, mein lieber Junge, wollen wir schleunigst nach Hause gehen und einen kräftigen Kognak zu uns nehmen!"

Und dann pfiff er:

„Rechte Hand, linke Hand — alles vertauscht . . . . ."

5.

Die Frühpost des nächsten Morgens brachte Dorival einen Brief des Herrn Direktors Zahn vom Institut Prometheus. Auf prachtvoll bedrucktem Briefpapier. In Schreibmaschinenschrift.

Dieser Brief lautete:

„Hochverehrter Herr Baron! Meine Leute sind in großer Zahl in Ihrer Sache Tag und Nacht unausgesetzt tätig. Ich bin glücklich, Ihnen heute schon einen großen Erfolg melden zu können. Einem meiner vorzüglichsten Mitarbeiter, der besonders die Treffpunkte der vornehmen Welt zu beobachten hat, ist es gelungen, festzustellen, daß Emil Schnepfe sich in Berlin aufhält. Er hat ihn gestern nachmittag in einem unserer ersten Hotels gestellt. Leider ist Emil Schnepfe, der zu den gefährlichsten Einbrechern gehört, mit denen ich je zu tun gehabt habe, meinem Beamten wieder entkommen. Die Flucht gelang ihm nur dadurch, daß er mit einem harten Gegenstand, jedenfalls einem Schlagring, meinen Beamten derart auf die Nase schlug, daß eine nicht unerhebliche Verletzung entstand. Sie sehen daraus, wie schwer unser Beruf ist. Sie dürfen sich aber, hochverehrter Herr Baron, darauf verlassen, daß wir jetzt, nachdem wir die Spur des Schnepfe überraschend schnell gefunden haben, ihn baldigst zur Strecke bringen werden!

Ich habe die Ehre zu sein Ihr sehr ergebener

Zahn,

Direktor des Detektivinstituts Prometheus."

Dorival lachte laut auf.

Er lachte so gellend, so fürchterlich, daß der Diener erschreckt ins Zimmer gelaufen kam, weil er fürchtete, sein Herr sei plötzlich übergeschnappt.

„Herr Baron haben gerufen?"

„Nee — hab ich nicht! Übrigens, weil du da bist: Hast du gestern abend dem Dienstmann, der das große Paket in das Haus des Konsuls Rosenberg zu bringen hatte, auch richtig eingeschärft, daß er den Mund zu halten hat? Daß er den Absender nicht verraten darf?"

„Jawohl, Herr Baron. Der Mann meldete sich nach Ausführung des Auftrags, wie Herr Baron befohlen hatten. Es ist nicht nach dem Absender gefragt worden."

„Schön."

Galdino verschwand lautlos, über den Geisteszustand seines Herrn ziemlich beruhigt.

Dorival aber lachte weiter.

Das war ja famos! Also dieser Geheimpolizist, vor dem er gestern solche Angst ausgestanden hatte, war sein eigener Angestellter gewesen — einen seiner eigenen Privatdetektive, die ihn so schweres Geld kosteten, hatte er verprügelt! Zum Heulen war das! Nee, dem Dummkopf schadete die kleine Lektion weiter nichts. Und im Grunde war Dorival sogar heilsfroh, daß er nicht mehr das peinliche Gefühl mit sich herumtragen mußte, einen königlich preußischen Polizeibeamten niedergeschlagen zu haben. Hat doch die Polizei die Eigentümlichkeit, solche Übeltaten besonders übelzunehmen und mit großer Geduld und Ausdauer nach dem Täter zu forschen.

Nein, es war wirklich besser so.

Und diese neue Verrücktheit paßte so schön zu dem übrigen . . .

Dorival beschloß, den famosen Herrn Direktor Zahn aufzusuchen, und ihn zu seinem famosen Erfolg zu beglückwünschen.

„— ganze Sache ist total verrückt . . ."

Das war so ungefähr sein Urteil, als er auf dem Spaziergang zum Institut Prometheus über die Ereignisse des gestrigen Nachmittags nachdachte. „Sie" hielt ihn also wirklich für den Spitzbuben, den Emil Schnepfe — „Dir, mein Sohn, hat sie übrigens damals im Opernhaus gar nicht zugelächelt, sondern ihrer Schwester, die neben dir saß!" unterbrach er sich beschämt — und in „ihrer" Gegenwart passiert diese Geschichte — und „ihrem" Vater hatte er den Pelzmantel ausgeführt . . .

Schauderhaft!

Na, warum hatte sie ihn auch gar nicht zum Wort kommen lassen!

Und damals im Tiergarten hatte sie ihn auch erkannt — und er war ihr als Spitzbube offenbar ganz sympathisch — und sie würde sich vielleicht an ihn wenden . . .

Donnerwetter!

Am gescheitesten war es wohl, wenn man dem Herrn Konsul einfach einen Besuch machte! Hm ja, denn diesem Umbach fiel es natürlich nicht im Traum ein, ihn in die Familie einzuführen. Aber dann ging dieser ganze schöne Schimmer des Geheimnisvollen verloren! Nein! Abwarten! Aber auf welche Weise wollte sich Ruth an ihn wenden und in welcher Angelegenheit? Ob er es wagte, ihr einige Zeilen zu schreiben? Ihr eine Adresse zu nennen, an die sie postlagernd schreiben konnte? Dieser Ausweg war der einzig mögliche. Nein! Die Annäherung mußte von ihrer Seite erfolgen. Sie würde schon Mittel und Wege finden, sich ihm bemerkbar zu machen. Dafür gab es in dem Anzeigenteil der Zeitungen eine Rubrik unter der Bezeichnung „Vermischtes"; sie wurde ja täglich benutzt, um verloren gegangene Spuren flüchtiger Beziehungen wieder anzuknüpfen. Er beschloß von heute an die Zeitungen nach einem Inserat, das für ihn bestimmt sein konnte, mit Gründlichkeit zu prüfen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Opfer der Spielleidenschaft.

Millionenverluste. — Die Gewinnsucht und ihre Folgen. — Falschspieler. — Falschspielertricks.

Von **Max Rose.**

(Nachdruck verboten.)

Ein als sehr wohlhabend geltender Hamburger Kaufmann wurde vor kurzem vom Spieltisch eines Berliner Klubs fort verhaftet. Die Verhaftung erregte wegen der Begleitumstände in Handelskreisen großes Aufsehen. Man sprach von Falschspiel, Spielverlusten, die mehr als eine Million betragen sollten und betrügerischen Manipulationen, durch die zahlreiche Kaufleute erheblich geschädigt worden sind. Die umlaufenden Gerüchte werden, wie stets in solchen Fällen, stark übertrieben sein. Der Kaufmann ist aus der Haft entlassen worden, doch wird das eingeleitete Strafverfahren gegen ihn fortgesetzt. Die Wahrheit wird sein, daß der Kaufmann ein Opfer seiner Spielleidenschaft und der ungünstigen Verhältnisse geworden ist. Die gleiche Beobachtung kann man in solchen Fällen machen, in denen Inhaber alter Handelshäuser in Konkurs gehen mußten. Sie hatten vor dem Zusammenbruch gespielt, gespielt, um sich zu retten. Sie hatten auch früher, in besseren Zeiten gespielt und Verluste gehabt, die aber auf Verlustkonto leicht abgebucht werden konnten. Jetzt spielten sie um zu gewinnen und dadurch geschäftliche Verluste auszugleichen. Wenn unter diesen Spielern der eine oder der andere in der Verzweiflung sich entschließt, das Glück zu korrigieren, so ist das — verständlich. Jeder Spieler kennt die zahlreichen Kniffe und Tricks, mit denen berufsmäßige Falschspieler operieren und auf die er vielleicht da und dort selbst schon hereingefallen ist. Es liegt so nahe, sie zu eigenem Vorteil einmal anzuwenden.

Der Spieler hofft stets, zu gewinnen. Er will gewinnen, weil ihn der Gewinn als solcher, nicht des materiellen Vorteils wegen, reizt. Diesem „Reiz" erliegen viele Spieler und daraus resultierende Klubskandale sind nichts Seltenes. Sie werden im eigenen Kreise erledigt, ohne daß die Öffentlichkeit und — die behördlichen Stellen etwas erfahren. Ausweisung aus dem Klub nach ehrenwörtlicher schriftlicher Erklärung nicht mehr zu spielen, ist die Erledigung der peinlichen Affäre. Ein typisches Beispiel für diese Art der Erledigung und als Beweis für die Behauptung, daß Spieler nicht des Vorteils wegen, sondern weil sie dem „Reiz des Gewinnens" erlegen sind, zur Anwendung von „Spielerkniffen" greifen, bietet ein Fall, der in der Vorkriegszeit in Wien ungeheures Aufsehen erregte. Ein stadtbekannter Großindustrieller, Millionär und geadelt, war ständiger Besucher eines der vornehmsten Klubs, in dem gespielt wurde. Es fiel auf, daß der reiche Mann beim Ecarté stets gewann. Man beobachtete und stellte ein überaus geschicktes „Packeln" fest. Er mischte und verteilte die Karten so, daß er stets wußte, wo die Könige, die für das Ecartéspiel wichtigsten Karten, steckten und spielte so, daß er gewinnen mußte. Ein Mitglied des Klubs, ein höherer Offizier, stellte den Industriellen und es drohte ein öffentlicher Skandal. Vom Schieds- und Ehrengericht des Klubs, dem ein Prinz präsidierte, wurde eine „Untersuchungskommission" eingesetzt. Der Beschuldigte bestritt die Anwendung von „Geschicklichkeitsmanipulationen" und entschuldigte sich damit, daß er die Gicht und daher stets feuchte Finger habe. Es sei daher schon möglich, daß ihm einzelne Karten an den Fingern kleben blieben. Daß gerade die Könige am häufigsten „kleben" blieben, wußte er nicht zu erklären. Der Spruch des Ehrengerichts lautete: „Es wird konstatiert, daß der Beweis für die Anklage nicht erbracht ist." Trotz dieses Spruchs drohten sämtliche dem Klub angehörenden Offiziere mit Austritt. Der Beschuldigte wurde gezwungen, beim ordentlichen Gericht eine Ehrenbeleidigungsklage gegen einen der Offiziere, der die Duellforderung des Industriellen abgelehnt hatte, einzureichen. Trotz der Erklärung einer großen Anzahl von Kavalieren und Mitgliedern des Klubs, daß sie „Inkorrektheiten beim Spiel" nicht bemerkt hätten, wurde der beklagte Offizier — freigesprochen, „weil ihm der gute Glaube nicht abgesprochen werden konnte."

Es gibt Hunderte von Kniffen und Tricks beim Spiel, die jedem Spieler, nicht nur dem gewerbsmäßigen Falschspieler bekannt sind. Es gibt z. B. zahlreiche Spieler, die Karten mit durchlaufenden, d. h. bis an den Rand reichenden Rückenmustern schon durch die sogenannte „Naturmarke" erkennen. Der regelmäßige Verlauf des sich gleichbleibenden und an den Rändern verschieden geschnittenen Musters ermöglicht dem Spieler durch eigenartige bei Karten gleichen Wertes wiederkehrende, sonst nicht vorkommende Randbilder das Wiedererkennen bestimmter Karten.

Das „Löffeln" ist eine Kunstfertigkeit, die vielen Spielern eigen ist. Der Kartengeber mischt nicht, sondern er „löffelt", d. h., er zieht eine Karte nach der anderen ab, so daß er imstande ist, bestimmte Karten an jede gewünschte Stelle zu bringen.

Bei Kartenspielen, zu denen auch Würfel benötigt werden, entscheidet auch sehr viel die manuelle Geschicklichkeit, ohne daß es nötig ist, präparierte Würfel anzuwenden. Um eine bestimmte hohe Zahl zu würfeln, wird dies in der Weise bewirkt, daß nur ein Würfel in den Becher getan, der andere dagegen an den oberen Rand des Bechers gepreßt wird, und zwar in der Lage, in der er fallen soll.

Die größten Vorteile lassen sich natürlich durch das Mischen erzielen, für das es die verschiedensten Bezeichnungen gibt, so z. B. auch „Salatmachen". Diese vielen Taschenspielerkunststücke lassen sich nicht beschreiben. Man muß sie sich von einem kunstfertigen Spieler zeigen lassen. Tatsache ist, daß beim Mischen mit den Karten so manipuliert werden kann, daß auch der scharf beobachtende Mitspieler schwört, es sei vortrefflich gemischt worden, während sich in Wirklichkeit keine Karte von der Stelle gerührt hat.

Das Kennzeichnen der Karten vor oder während des Spiels ist ein beliebter Trick. Man nennt es „Maquillage". Es können die Ränder gewisser Karten mit dem Fingernagel so bearbeitet werden, daß sie sich rauh, die anderen dagegen glatt anfühlen. Die Karten können auch „pointiert", d. h. mit einer feinen Nadel an bestimmten Stellen durchstochen werden. Die Öffnung ist natürlich so fein, daß sie auch mit dem besten Auge nicht erkannt, von dem wissenden Spieler aber gefühlt, die Karte für ihn also sichtbar wird. Ferner kann auch mit Hilfe von pulverisiertem Bimstein die Rückseite einiger Karten rauh, mit Hilfe von Seife die anderer noch glatter gemacht werden und dergleichen mehr. Natürlich gehört zu derlei Manipulationen nicht nur große Geschicklichkeit, sondern auch „Feinfühligkeit" der Fingerspitzen.

Große Geschicklichkeit erfordert auch das „Transportieren", d. h. entweder Karten fortnehmen, oder solche, die der Spieler bereit hält, dazu legen. Daß sich zu erfolgreichem Spiel in Klubs einige gute Freunde zusammenschließen, ist durchaus nichts Seltenes. Einer oder zwei spielen und die „Komplizen" betätigen sich als harmlose Zuschauer. Die Verständigung erfolgt unauffällig mit Hilfe der Zigarre, die nach bestimmter Verabredung im Munde hin und her geschoben wird, oder auf andere Art. Die Fülle der Kombinationen ermöglicht eine vollständige stumme Unterhaltung zwischen dem Spieler und seinen Komplizen.

Die „falsche Couche" hindert den Zweck des Abhebens. Mit den angewandten Mitteln soll bewirkt werden, daß der Abhebende dort abhebt, wo es gewünscht wird. Man rechnet dabei psychologisch richtig, daß jeder im Durchschnitt das tut, was ihm am bequemsten ist, selbst beim Spiel. Oder der Kartengeber geht ganz unverfroren vor — und das glückt in den allermeisten Fällen — ergreift zuerst das abgehobene Päckchen und legt es auf das Zurückgebliebene, so daß wieder alles beim alten ist.

Die „Filage", das Abziehen der falschen Karte, ist auch ein Kunstgriff, bei dem sich Geschicklichkeit und Frechheit vereinen müssen. Der Spieler schiebt die zweite oder dritte Karte etwas vor, um sie leicht fassen zu können, dann zieht er sie schnell statt der obersten ab und legt sie auf den Tisch. Es wird fast nie bemerkt, wenn es nur einigermaßen geschickt gemacht wird.

Ein neues Päckchen Karten wird im Beisein der Mitspieler geöffnet, das aber vorher schon gelegt war. Scheinbar, aber nur scheinbar wird gemischt. An der Ordnung der Karten wird nichts geändert. Sie waren so gelegt, daß der wissende Mitspieler, nicht der Bankhalter, sieben- bis achtmal hintereinander gewinnt.

Der Trick mit dem zur rechten Zeit zu Boden geworfenen Gegenstand, um die Aufmerksamkeit der Mitspieler von dem Mischenden abzulenken, ist nicht neu, aber immer noch beliebt.

Eine ganze Reihe alter Tricks werden immer wieder erneuert und so gebrauchsfähig gemacht, daß selbst geriebenste Spieler darauf reinfallen. Bei der jetzt immer mehr zunehmenden Spielleidenschaft, die auch Kreise ergreift, die sonst dem „mühelosen Erwerb" fern bleiben, gibt es der Neulinge genug, die auf jeden Trick, auch den plumpsten reinfallen und die Zahl der Opfer vermehren.

Selbstmord-Verhinderungs-Büro.

Eine neue Berliner Einrichtung.

Natürlich führt es weder offiziell diesen Titel, noch steht er über der Tür, wenn man den Raum betritt, doch hat sich diese Bezeichnung sehr schnell eingebürgert und schließlich sagt sie ja auch genug. Die Stadt Berlin hat diese Einrichtung geschaffen, die eine Beratungsstelle sein soll für alle die, denen als letzter Ausweg nur noch der Selbstmord ge-

blieben zu sein scheint. Bevor sie diesen Schritt unternehmen, sollen sie noch einmal hier erscheinen, man wird versuchen, ihnen zu helfen, und erst dann sollen sie überlegen, ob es notwendig ist, aus dem Leben zu scheiden. Dies die Idee!

Sie bleibt in der Art, wie man sich das so anfangs vorstellte, illusorisch, denn wenn jemand den festen Entschluß gefaßt hat, dem Leben ein Ende zu machen, dann führt er ihn auch aus und läßt sich nicht vorher nochmal beraten, wer aber in diesem Bureau erscheint, um Hilfe zu suchen, zu erbitten, der ist — meist — kein Selbstmordkandidat. Ausnahmen bestätigen die Regel, aber im allgemeinen ist es so.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß dieses Bureau keine Existenzberechtigung habe oder gar keine Erfolge aufweisen könne. Im Gegenteil! Hier wird unendlich viel Gutes gestiftet, aber die Aufgabe dieses Bureaus ist es, wirklich nur den Verzweifelten zu helfen, denen, die bei anderen Beratungs- oder Fürsorgestellen nichts mehr finden, weil sie vorbestraft sind, weil ihre Kleidung zu schlecht ist, weil sie körperlich so herabgekommen, daß sie keine schwere Arbeit mehr verrichten können. Und diesen Menschen wohnt oft ein ungeheuerer Lebenswille inne, sie haben durchaus nicht die Absicht, einen letzten Strich zu ziehen, aber, wenn sie keine Hilfe finden, könnte das Leben selbst sie zu dieser Notwendigkeit drängen. Diese Hilfe wird ihnen im Selbstmordverhinderungsbureau.

Das Bureau ist nicht groß, nur zwei Zimmer und davor ein langer schmaler Korridor. Hier warten die Bittsteller, drinnen aber ist alles hell und freundlich, in lichten Farben gehalten, um schon eine fröhliche Stimmung aufkommen zu lassen. Der Herr aber, der dort sitzt und mit den Leuten spricht, hat eine reizende Art. Schon nach zwei Worten haben die Hilfe Suchenden den Eindruck, nicht sie sind die Bittenden, sondern dieser Herr, der sie anfleht, sich doch nicht das Leben zu nehmen, sondern noch einmal den Kampf zu wagen, man wolle auch tun, was man könne, um das Elend zu lindern. Und da die meisten nur darauf warten, außer trostreichen Worten eine Stellung oder Arbeit zu erhalten, ist der Kontakt sehr schnell geschaffen und selten geht einer fort, dem gar nicht mehr geholfen werden kann.

Man sieht merkwürdige Gestalten hier, die Arbeiterschaft ist weniger vertreten, dagegen überwiegen Angehörige des verarmten Mittelstandes. Da sind Leute, die tadellos gekleidet gehen, denen man eine gefüllte Brieftasche zutrauen würde, die aber nicht mehr eine Mark besitzen. Der eine kommt gerade aus dem Gefängnis, wo er eine Strafe wegen Scheckbetruges oder Urkundenfälschung absitzen mußte. Die Sache ist seinerzeit, gerade weil man ihm so etwas nicht zugetraut hatte, durch alle Zeitungen gegangen und nun hört er überall, wo er eine Stellung sucht: „— sind Sie nicht der — mit dem Prozeß —?" und überall wird er abgewiesen. Der andere ist abgebaut, hat für Frau und Kinder zu sorgen, findet keine Arbeit, weil sich die Leute scheuen, ihm als ehemaligem hochgestellten Beamten eine geringere Tätigkeit anzubieten. Und er möchte doch so gern arbeiten.

Aber noch viel größeres Elend gibt es als diese Alltagsfälle. Frauen sind da, mit kleinen Kindern vom Mann im Stich gelassen, krank, elend, nicht imstande, einen Finger zu rühren, Mädchen, im sechsten Monat, aus dem Dienst entlassen, von den Eltern verstoßen und vom Liebhaber vergessen, junge Burschen aus guter Familie, nach einem Griff in die Geschäftskasse und von der Polizei verfolgt, sie alle und viele andere erscheinen, bitten um Rat und Hilfe. Manchen ist schon viel geholfen, wenn sie ihr übervolles Herz einmal ausschütten dürfen, sehr viele bitten nur um Kleidung, Arbeit würden sie dann von selbst finden. Alle wissen, daß jemand, dessen Äußeres herabgekommen ist, niemals eine gutbezahlte Stellung erhält, sondern daß die erste selbstverständliche Vorbedingung ein sauberer anständiger Anzug ist. Und der Leiter dieses Bureaus hält es für seine Pflicht, jedem, der ihm ehrlich die Wahrheit sagt und der wirklich hilfsbedürftig ist, zum mindesten über die nächsten Tage hinwegzuhelfen.

Selbstredend wird er auch viel belogen. Nicht alle, die vor ihm erscheinen, ihm etwas vorjammern oder vorweinen, sind wirklich hilfsbedürftig. Vielmehr gibt es unter den Bettlern und Pennern Meister der Verstellungskunst, denen es leichter erscheint, eine Stunde im Selbstmordbureau zu warten, um dann für eine Märchenerzählung Geld für ein paar Tage zu erhalten, statt sich ehrliche Arbeit zu suchen. Aber der Leiter dieses Menschlichkeitsbureaus, das aus städtischen und privaten Mitteln unterhalten wird, ist der Ansicht, es sei besser, zehnmal belogen zu werden und an falscher Stelle zu geben, als einen einzigen wahrhaft Bedürftigen ohne Unterstützung fortzuschicken. A. E.

Die Remontekommission.

Ein toller Streich!

Gaunerstreiche und Köpenickiaden sind ja wieder einmal an der Tagesordnung. Aber was sich ein paar Gauner in Oldesloe in Holstein geleistet haben, das dürfte denn doch noch „nie dagewesen" sein. Eines Tages kam beim Bürgermeisteramt ein reich versiegeltes Schreiben mit vielen amtlichen Stempeln an, worin der Bürgermeister aufgefordert wurde, die Bauern zur Vorführung von Remontepferden an einem bestimmten Orte einzuladen. Nun muß man wissen, was es für die holsteinischen Pferdezüchter heißt, wenn eine Remontekommission sich anmeldet! An dem bestimmten Tage erschienen Bauern und Pferde in Masse. Und es erschien auch ein Major mit einer Ordonnanz und vier weiteren Offizieren, die die vorgeführten Pferde sachkundig besichtigten und begutachteten. Und endlich wurde man denn auch über den Preis einig; denn die Kommission war in bezug auf die Preisfestsetzung noch großzügiger, als man es sonst von den Remontekommissionen gewöhnt war. Drei Tage später sollten die Pferde, wiederum auf dem Marktplatz, von der Kommission abgenommen werden. Zu der Abnahme erschienen nicht soviel Ofiziere, dafür aber mehr Mannschaften. Der „Major" jedoch war wiederum dabei. Er nahm die Pferde, ohne noch viel Ausstellungen zu machen, ab und übergab sie den Mannschaften, die sie wegführten. Dann zog er ein Scheckheft heraus, unterschrieb einen Scheck und händigte ihn den dienernden Bauern aus. Es war gerade ein Sonnabend, und alle Banken waren geschlossen. Da blieb nichts übrig, als bis zum Montag zu warten. Am Montag erschienen die Bauern einer nach dem anderen bei der Bank, auf die die Schecks ausgestellt waren, um einer nach dem anderen zu erfahren, daß die Remontekommission ein großangelegter Schwindel war, auf den sie alle zehn — so groß war die Zahl der Geschädigten — hereingefallen waren. Solch eine Aufregung wie an diesem Montag hat es in dem Städtchen Oldesloe noch nie gegeben. Die empörten Bauern zogen vor das Bürgermeisteramt und verlangten von dem armen Bürgermeister die Bezahlung ihrer zehn Pferde. Der berief sich auf seine Stempel und Siegel und warf seinerseits den Bauern Dummheit und Unvernunft vor. Der Verbleib der Pferde aber ist bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt.

Bunte Chronik

* **Goethe und der Referendarius.** Als Goethe Minister in Weimar war, hielt er streng auf Anstand und Etikette. Er bemerkte es daher sehr mißfällig, daß ein Referendarius die Sitzungen mit Sporen an den Stiefeln besuchte. Eines Tages, als der junge Mann wieder mit gewaltigen Schritten durch das Sitzungszimmer klirrte, unterbrach der Minister die Sitzung und sagte in liebenswürdigstem Ton zu dem eben Eintretenden: „Herr Referendarius, reiten Sie doch gefälligst einmal in die Registratur und lassen sich die Akten in Sachen N. N. geben." Goethe soll seit diesen Worten niemals mehr über unvorschriftsmäßige Kleidung der ihm Unterstehenden zu klagen gehabt haben.

Lustige Rundschau

* **Unangebrachte Vertrauensseligkeit.** Ein Herr von distinguiertem Äußeren frühstückt im Speisesaal eines Hotels und knüpft mit dem Eigentümer eine Unterhaltung an: „Wie gehen die Geschäfte in diesem Jahre?" — „Ich bin ganz zufrieden. Der Zufluß der Fremden zu den Jubiläumsfestlichkeiten hat zwar etwas spät eingesetzt, er ist aber immerhin ganz einträglich." — „Werden denn noch viele kommen?" — „Sehr viele! Bedenken Sie, daß fast alle in meinem Gasthofe absteigen, der — das darf ich wohl sagen — der bedeutendste und besuchteste am Orte ist . . ." — „Das freut mich in der Tat, lieber Freund; Sie werden denn also auch zugeben, daß Ihr Einspruch gegen die Einkommensteuerveranlagung für das Jahr 1925 absolut unbegründet ist." — „Wie . . . Sie . . ." stottert der Hotelier mit belegter Stimme, — „Zu dienen, ich bin Steueragent."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.